

Medien

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Infos & Akzente**

Band (Jahr): **7 (2000)**

Heft 1

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

weil es spannend (und damit motivierend) und zeitgemäss ist. Sie wünschen sich dabei aber auch, dass ein sinnvoller Umgang mit dem Computer gelehrt und gelernt wird, dass also sowohl Vorteile wie auch Gefahren mit den Schüler/innen thematisiert werden.

Grundsätzlich denke ich, dass Sprachlernprogramme in der Übungsphase gut eingesetzt werden können. Sie bieten dem Kind einen anderen Zugang und ein individuell angepasstes Arbeitstempo. Wichtig erscheint mir, dass die Lehrperson die Software vor der Benützung mit einer Klasse sorgfältig auswählt und sich im Klaren darüber ist, in welcher Form und zu welchem Zweck genau diese eingesetzt werden soll. Ein gutes Programm deckt verschiedene Bereiche des Lernens ab, bietet vielfältige Lernzugänge ohne den Benutzer zu verwirren, ist spannend und optisch ansprechend und erzielt einen adäquaten Lerneffekt. Gute Lernprogramme können gezielt angewendet werden, ersetzen die Lehrperson als solche aber nicht. Als Begleitung des Lernprozesses, als Berater und Ansprechperson wie auch als Planer für die Weiterführung des Themas ist und bleibt sie wichtig und (noch?) unersetzlich.

Weiterführende Literatur:

Feibel, Thomas. *Grosser Kinder-Software-Ratgeber*. München: Markt & Technik, 1999.

Papert, Seymour. *Revolution des Lernens. Kinder, Computer, Schule in einer digitalen Welt*. Hannover: Heise Verlag, 1994.

Pfiffer, Adrian. *Evaluation Lernsoftware im Unterricht. Werkstatt- und Projektbericht*. Zürich: Verlag Pestalozzianum, 1999.



Desirée Balli ist Studentin am Seminar Unterstrass. Im Rahmen einer Studienarbeit hat sie sich mit dem Ein-

satz von Lernsoftware im Deutschunterricht der Primarschule befasst.

Mediensplitter: Was fällt Ihnen auf!?

Wir sprechen gern von der Qualität dessen, was unsere Aufmerksamkeit fangen nimmt. Aber wie steht es um die Qualität unserer Aufmerksamkeit selber? Wenn Nachrichtensendungen und Zeitungsberichte das Ziel verfolgen, uns über bedeutsame Ereignisse zu informieren und damit unsere Aufmerksamkeit auf wichtige Themen zu lenken, so muss die Tragweite des Inhalts im Mittelpunkt stehen. Gemessen wird sie mit dem so genannten «Nachrichtenwert». Eine Meldung kann gar von so grosser Wichtigkeit sein, dass sie über Leben und Tod entscheidet. Falls am nächsten Tag tatsächlich die Welt untergeht, können wir uns die Wetterprognosen für die kommende Woche schenken.

Es ist allerdings ziemlich unwahrscheinlich, dass sich Tag für Tag zwanzig Minuten Sendezeit oder etliche Zeitungsseiten mit Nachrichtenspitzenwerten füllen lassen. Wenn wir also die Hauptausgabe der *Tagesschau* mal verpassen, sollte es uns nicht gleich das Leben kosten. Das wissen natürlich auch die Redakteure der Radio- und Fernsehstationen. Ist nichts vorgefallen, was unsere Beachtung tatsächlich verdient, so liegt die Versuchung nahe, die Meldung selber zum Anziehungspunkt unseres Interesses zu machen. Entweder das *Triviale* (also das, worüber man an der Drei-Wege-Kreuzung plaudert) wird zum bewegenden

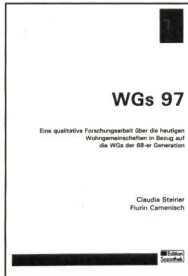
Ereignis aufgebauscht oder die bedeutsame, aber etwas komplexe Nachricht wird attraktiv verkürzt, damit die Leute den Kopf und nicht das Gerät abschalten.

Aber nicht nur Nachrichten- und Informationswerte von Angeboten zählen. Auch auf der Empfängerseite schlägt Aufmerksamkeit zu Buche, wird mit Auflagenhöhen, Verkaufszahlen und Einschaltquoten beziffert. Die Counter der Websites registrieren jeden Besucher, auch wenn der gleich weitersurft. Über Dauer und Intensität der Zuwendung erfahren wir trotz ausgeklügelter Messverfahren dürftig wenig. Wahre Teilnahme entzieht sich unserer Kenntnis.

Die Tendenz zur Auffälligkeit hat noch mit einer anderen Befindlichkeit zu tun, mit Sättigung und Überdross. Unsere Aufmerksamkeit ist müde geworden. Überall Skandale und Katastrophen. Ständig geht irgendwo auf dieser Erde die Welt unter, und nicht selten wären wir zum Handeln aufgerufen. Also ziehen wir unsere Aufmerksamkeit von den (ge)wichtigen Dingen ab und begnügen uns mit Information light. – Mit einem schlechten Gewissen zwar, aber die Schuld können wir dann ja den Medien zuschieben.

Daniel Ammann

Lesetipps



Claudia Steiner, Flurin Camenisch, *WG's 67. Eine qualitative Forschungsarbeit über die heutigen Wohngemeinschaften in Bezug auf die WG's der 68-er Generation.* Bern: Edition Sozio-

thek, 1998. 132. S., Fr. 22.–

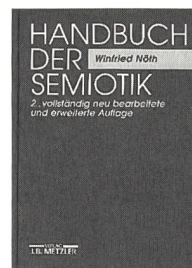
Als in den 70er-Jahren Wohngemeinschaften aufkamen, galten diese vielen Leuten als suspekt. Denn sie waren Teil des damaligen Jugendprotests und wandten sich gegen die «engen und spiessigen Zweierbeziehungen» der herkömmlichen Familie. Man versuchte eine alternative Lebensform zu realisieren und engagierte sich politisch am linken Rand.

Doch wie steht es heute um diese Lebensform? Steiner und Camenisch haben in einer kleinen empirischen Studie in WG's nachgefragt. Dabei kommen sie zum Schluss, das die Wohngemeinschaften ihren Charakter als Bürgerschreck verloren haben. Der Weg in die WG wird aus pragmatischen Gründen gesucht. Man schätzt die sozialen Kontakte, oder wie es einer der Befragten ausdrückt: «Ich wollte schon nach Hause kommen und mich auch so fühlen, ich habe erwartet, dass dann jemand da ist ...» Dennoch grenzt man sich rasch ab, wenn die Beziehung zu eng werden sollte. Freizeitkontakte sucht man eher individuell als in der WG-Gruppe. Am ehesten trifft man sich noch beim sporadisch und eher zufällig gestalteten gemeinsamen Essen.

Aus einem ganzen Strauss von interessanten Fakten und Aussagen über das Leben in WG's kommen die Autor/innen zum Fazit, dass diese heute eher zur Zweckgemeinschaft geworden sind: «Die Provokation gegenüber dem bürgerlichen Leben der eigenen Eltern wird jedenfalls nicht mehr mit der Wohnform WG manifestiert. Teilweise kommt sie

sogar den Eltern entgegen, da dieser Lebensabschnitt mit den gegebenen ökonomischen Vorteilen zur besseren finanziellen Tragbarkeit der verlängerten Ausbildungszeiten der Kinder beiträgt.»

Heinz Moser



Winfried Nöth. *Handbuch der Semiotik.* 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Metzler, 2000. 667 S. Fr. 71.–

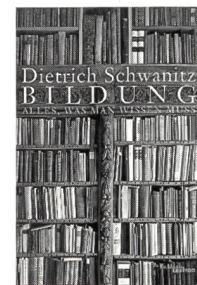
Auch wenn die Semiotik als moderne Wissenschaft von den Zeichen erst in diesem Jahrhundert zu einem der bedeutenderen und umfassendsten Forschungszweige aufgestiegen ist, dürfte das Interesse an Zeichen etwa so alt wie die Menschheit sein. Zeichen – seien dies nun Spuren, Signale, Symptome oder andere Bedeutungsträger – bilden die Voraussetzung für jede Art von Kommunikation. Ohne Zeichen wäre nichts; und wo etwas ist, wird es sogleich zum Zeichen. Nach Ch. S. Peirce, dem Begründer der neueren Allgemeinen Semiotik ist «das ganze Universum von Zeichen durchdrungen, wenn es nicht sogar ausschliesslich aus Zeichen besteht».

Mit seinem kompakten *Handbuch der Semiotik* (das nach 15 Jahren jetzt in überarbeiteter und massiv erweiterter Fassung erscheint) legt Winfried Nöth eine fundierte und differenzierte Einführung in die Geschichte und Theorie der Semiotik vor und erläutert die Grundbegriffe. Die Gesamtschau informiert in konzentrierter Form über die wichtigsten Exponenten von der Antike bis zur Gegenwart, stellt verschiedene Ansätze und Methoden vor und schafft immer wieder Querbezüge zu Forschungsbereichen, die sich ebenfalls mit Zeichenprozessen

befassen.

Gegenstand semiotischer Analyse sind neben allen sprachlichen, textuellen und ästhetischen Äusserungen auch nichtsprachliche Kommunikation und andere natürliche wie kulturelle Zeichenphänomene. Vor allem die Kapitel zur Mediensemiotik (Bild, Comics, Fotografie, Film, Werbung) sowie zur Kultur- und Soziosemiotik (Magie, Alltagsleben, Gegenstände und Artefakte, Waren und Geld) vermitteln einen aktuellen Eindruck davon, was die Semiotik als Metadisziplin in ganz unterschiedlichen Anwendungsfeldern zu leisten vermag.

Daniel Ammann



Dietrich Schwanitz. *Bildung: Alles was man wissen muss.* Frankfurt a.M.: Eichborn, 1999. 540 S. Fr. 48.–

infos und akzente 1/1998

setzte sich schwerpunktmässig mit dem Bildungsbegriff auseinander; u.a. fand sich darin ein längerer Aufsatz zu Hartmut von Hentigs Essay *Bildung*.¹ Das jüngst von Dietrich Schwanitz vorgelegte Buch erhebt aufgrund des Titels, der Aufmachung und des Umfangs den Anspruch, im gegenwärtigen Bildungsdiskurs ernst genommen zu werden, auch wenn vieles darin alles andere als in ernster Form daherkommt. Schwanitz ist nicht Erziehungswissenschaftler, sondern Anglist und Schriftsteller, was dem Buch doppelt zum Vorteil gereicht: In der Tradition der angelsächsischen Denk- und Schreibart pflegt Schwanitz eine schnörkellose und einnehmende Sprache, und als Autor (etwa der beiden Universitäts-satiren *Der Campus* und *Der Zirkel*) ist es sich Schwanitz gewohnt, Geschichten zu erzählen. So lesen sich 3000 Jahre eu-

ropäische Kulturgeschichte als witzigspannende Bildungsreise.

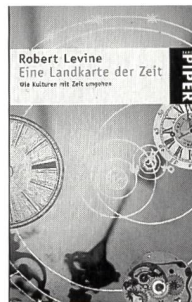
Schwanitz schreibt also nicht über Bildung, sondern er liefert gleich das «ganze Marschgepäck, das man Bildung nennt» (S. 8). Der grossen Verunsicherung und Unübersichtlichkeit, die diesbezüglich herrsche, hält er seine Erzählung entgegen, deren Ordnungsprinzip die Chronologie der Ereignisse, der literarischen Epochen, Kunststile und Geistesgeschichte ist. Von Beginn weg ist er darauf erpicht, einzelne Episoden in einen grösseren Zusammenhang zu stellen, was immer wieder zu erfrischenden und provokativen Analogien Anlass gibt. So wird etwa die Erläuterung des griechischen Orakels mit dem Satz abgeschlossen: «Aus ihnen [den Orakeln] konnte dann der Ratsuchende sich eine Vorhersage herausdeuten, die so widersprüchlich war wie die Empfehlung einer modernen Expertenkommission» (S. 36).

Wird im ersten Hauptteil unter dem Obertitel «Wissen» die Evolution der europäischen Kultur von der Geschichte über Literatur, Kunst, Musik, Philosophie bis zur Geschlechterdebatte ausbreitet, finden sich im zweiten Hauptteil, «Können», Regeln, die den Umgang mit dem Bildungswissen beschreiben. Hier wird uns, nicht ohne (selbst-)ironische Zwischentöne, erklärt, warum der zweite thermodynamische Hauptsatz nicht zur Bildung gehört, weshalb es aber unverzeihlich ist, van Gogh für einen holländischen Fussballer zu halten. Bildung wird als soziales Spiel definiert, dessen ungeschriebene Regeln es von den Mitgliedern einer «Glaubensgemeinschaft» einzuhalten gilt. Obschon vom Verlag als «Lexikon» de-

klariert und dank eines ausführlichen Glossars und einer klaren Kapitelstruktur als solches zu gebrauchen, hält das Buch, was es verspricht, vor allem wenn man es linear liest. So lassen sich kleinere und grössere Bildungslücken am lustvollsten stopfen, und man entgeht der Gefahr, eine Pointe des Autors zu übersehen oder aber eine solche – aus dem Zusammenhang gerissen – falsch zu verstehen.

Thomas Hermann

1 Das Heft 1/98 von *infos und akzente* ist vergriffen. Die Beiträge können aber vom Archiv www.pestalozzianum.ch/verlag/infos98.htm heruntergeladen werden.



Robert Levine.
Eine Landkarte der Zeit: Wie Kulturen mit der Zeit umgehen.
München:Piper, 2000.
Taschenbuch-Ausgabe. 320 S. Fr. 16.–

«Millionen von Uhren und welch ein Ergebnis! Keine einzige misst die Zeit. Sie tun alle nur so, als ob» (hält Joachim-Ernst Berendt in *Nada Brahma* fest). Robert Levine hat nicht nur auf der ganzen Welt die Uhren verglichen, den amerikanischen Psychologen interessierte auch die durchschnittliche Gehgeschwindigkeit von Passanten oder die Zeit, die man für den Kauf einer Briefmarke benötigt. Doch diese Messdaten sind nur äussere Anhaltspunkte. Je nach Kultur scheinen nämlich auch die inneren Uhren ganz unterschiedlich zu ticken.

Das Ergebnis von Levines Untersuchungen und Überlegungen ist ein anregen-

der Diskurs über die Zeit und ihre vielen Facetten. Illustriert mit zahlreichen Anekdoten und persönlichen Erlebnissen des Autors wird *Eine Landkarte der Zeit* zur kurzweiligen Lektüre. Einiges haben wir vielleicht schon gewusst – oder doch wenigstens gehaut, z.B. dass die Zeit mit zunehmendem Alter schneller zu verrinnen scheint oder dass Langeweile vornehmlich eine Frage der Perspektive ist und meist mit einem Mangel an Abwechslung einhergeht ...

Wer sich trotz Alltagshektik die Zeit nimmt, Levines amüsanten Ausführungen zu folgen, wird nur mässig überrascht sein, dass ausgerechnet die Schweiz von den insgesamt 31 untersuchten Ländern das rasanteste Lebens-tempo aufweist (gefolgt von Irland, Deutschland und Japan). Aber es ist auch für uns noch nicht zu spät, einen gemächlicheren Gang einzulegen und «der Zeit mehr Zeit zu geben», wie man in Mexiko so schön sagt. Angebote zur Entschleunigung gibt es ja genug. Man könnte beispielsweise ein dickes Buch lesen und dabei die schnellsten Länder einmal von der langsamen Seite kennen lernen – etwa den Davoser *Zauberberg* von Thomas Mann (mit seinem tiefgründigen «Exkurs über den Zeitsinn») oder den *Ulysses* von James Joyce (der in 265 Tausend Wörtern einen einzigen homerischen Tag in Dublin beschreibt). Diese Hinweise sind auf Levines Landkarte allerdings gänzlich ausgespart. So bleiben *Die Entdeckung der Langsamkeit* (Sten Nadolny) und der ewige Kampf gegen die Zeitdiebe (Michael Ende, *Momo*) letztlich doch uns selber überlassen.

Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang.

Daniel Ammann